

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 45

Rubrik: ds Chlapperläubli

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Erscheint alle 14 Tage. Beiträge werden vom Verlag der „*Berner Woche*“, Neugasse 9, entgegengenommen.

Vo Luftschlösser und andere Sache.

Es dunkt mi, i sött doch wieder einisch öppis vo mer la ghore, süssch meine die guete Lüt, i fahri gäng no mit myn Fiat i di Wält ume und heigi d'Chlapperkäubler ganz und gar vergässle. Ha-n-i überhaupt einisch es Duto bsäss? I gloube hüt sälber, es syg alles nume e schöne Troum gsi, e bloßz Fata Morgana. My Phantasie het mer wieder einisch e Schtreich gschpielt. Es geht mer äbe wie vielne andere, die Luftschlösser boue, will ne uf em Boden der halte Würklichkeit nüt Bessers wott uferstah. Es Luftschloß ich zletscht ou öppis schöns und gäng no besser als gar nüt. Was ou wieder zämebricht, he nu, so bout me es anders uf. Wär weiss, ob nid einisch doch es würklich Schloß mit rächte Türe, Fänschter und Polstermöbel drus entsteht. Was wär ds Läbe ohni Hoffnige und Illusione!

Prentice Mulford schreibt i sym Buechli „Vom Unfug des Sterbens“ ja ou, daß dä, wo zwunge syg, i me häßliche Hus zwonne, a me-ne schlächte Tisch zäss, sich i syr tiefste Imagination soll weigere gäge dä unwürdig Zusätzand. Aen soll rych sy im Gesicht, i dr Phantasie und im Bewußtsein, und dr maiell Rychtum wärdi nacheho. Mi soll keine künftige Möglichkeit e Gränze seze.

Zugäh, daß derartige Phantasie nid immer die entsprächendi Würklichkeit nahe folgt. Mänge hoffst und wünscht es ganzes Läbe dure vergässle. Aber isch d'Hoffnig nid allei scho viel wärt?

Der Philosoph Schopenhauer vertritt zwar i syr gelehrte Abhandlung „Aphorismen zur Lebensweisheit“ e chly e anderti Meinig Aen seit uf Seite 135, mi soll sy Phantasie im Jügel halte und keini Luftschlösser boue, die me schpäter under Süßer wieder müeh zämerh. Aber schpäter schreibt er doch wieder, daß es nid vom Guete sygi, we me syg Glück ganz i dr reale Welt suech. E Widerspruch! Wär ha e Philosoph wie der Schopenhauer überhaupt voll und ganz erfasse? Jede leit ne wieder chly anders us, wie's bi Goethes „Faust“ ja ou dr Fall isch. Das Buechli het im übrige so viel Intressants, Gesichtsrychts in sich, daß es sich wohl lohnt, hie und da drinn z'läe. D'sächste Kapitel „Vom Untergang der Lebensalter“ isch, nädbev gseit, ganz bñnders tief und schön gschrybe.

Aber was bricht i da vo Schopenhauer, Mulford und Luftschlösser! I ha eigentlich vo myne Feri in Hertschelte wölle schrybe. Das dumme Auto, wo-ni gar nid befinje, isch d'schuld a dr Entgleisig. Tiez isch bei Plaz meh für ne usfiehliche Feriebricht! I ha nume no sage, daß i mit myne Lüt drei Wüche im Brünnihof oberhalb Hertschelte am Bierwaldstättersee zuebracht ha. Es herrlichs Plägli, eis vo de schönste dert ume — we d'Sonne schynt. Aber d'Sonne het leider sälte ghöhne, derfür hei mer fascht gäng Näbel gha, wenig Ufsicht, aber viel hälti Füeh. Mir sy troh em Näbel oder grad wäge däm viel gwandret, nach Wäggis, Bihnau, Brunne, Morsbach, gäge Greppa und Megge zue, i ds Moschtländ. Du Bederied hei mer gseh und ds Grab vo dr verschtorbene Dichterin Isabell Kaiser usfuecht. Ihr prächtigi Villa „Mon Ermitage“ hei mer ou gseh, es het mi dunkt, dert inne müeh eim ds Dichte vo sälber do.

Uf em Bürgeschtoch hei mer e prächtigi Ufsicht gnoesse, abgöh vom Näbel und Dunscht, die eim da und dert d'Ufsicht e chly verweht hei. Aber d'Schönste vo allem isch doch der Ufslug ufe Rigi gsi. Einfach über-

wältigend! D'Värge heis halt doch use, da geit nüt drüber. Dr schön See mueß sy mer hinde ab näh. Mit schwärem Häz sy mer wieder i d'Tiefe abe, i Näbel. Angärn wieder hei nach Bärn, us dr herrliche Schtill i Lärm und Trubel. Bierzäh Tag sy verbry, i ha mi no nid tröchstet. Aber was nützt es, i ha mi i nime isch hin und da wieder dr Schopenhauer fürre und sueche mi a syr Philosophie uszrichte. Und dernäbe boue-n-i frisch drus los neu Luftschlösser und dänke derby, eis dervo wärdi wohl einisch blybe schtah. Nüt na la gwünnt! S ch p a h.

Bärner Pintechehr.

(Bei Friz Gyger, zur „Harmonie“.)

Ein kleines, seines Weinlokal,
Tip-Top, mit weissem Läfer,
Das Fräulein, das den Wein kredenzt,
Ein netter, kleiner Käfer.
Ein großer Osen in der Mitt',
Um Buffet Alkoholer,
's ist alles ganz harmonisch und
Dir wird's stets wohl und wöhler.
Der Wein ist gut und mild und fromm,
Das Bier läst sein sich trinken,
Und Stammtisch rechts und Stammtisch links,
Gar lieb und traulich winken.
Und Wirt und Wirtin wirken traut
In heimeliger Klause:
Bist du zum erstenmal auch dort,
Du fühlst Dich gleich zu Hause. Bränzchen.

Des Zopfes Glück und Ende

oder eine Zopftragödie.

Langs Zeit schmückte ich das Köpfchen eines zierlichen, lieben Mäbels. Ich wurde bewundert, meine Trägerin benedict. Kurz, ich war auf der Höhe meines Glückes. Da kam eine traurige Wendung. In Gesellschaften wurde ich mit spöttischen Blicken betrachtet; nur hie und da fing ich ein freundliches Wort auf: Da sieht man doch wieder mal einen richtigen flotten Zopf; das gefällt mir! Solche liebe Worte nahm ich dankbar an, und setzten mich etwas über die erlebten Enttäuschungen hinweg. — Überall, wo ich hinblickte, waren meine Genossen verschwunden, — nirgends eine schöne, schwere Flechte, die sich wie ehmal um ein sanftes Gesichtchen schmiegt. — Mir zitterte vor dem Gedanken, ein Opfer dieses Schicksals zu werden, denn ich hörte ja öfters die stürmischen Bitten Elses bei ihren Eltern mit an, doch endlich das dumme Anhängsel von Zopf wegschneiden lassen zu dürfen. — Endlich war der gute Papa „rumgekriegt“ und auch Mama wollte nicht mehr als Stövrefried dazwischen treten. —

Die letzte Nacht für mich brach an. Solange waren wir treue Gefährten in Freud und Leid verbunden gewesen, und das sollte jetzt plötzlich zu Ende sein! — Undank überall! Also verbittert war ich noch am Morgen, da mich die kleinen Hände zum letzten Male zu einem Knoten schlängen, — rasch unter den Hut bugsierten — und fort ging's!

Im Friseurladen hörte ich die helle Stimme Elses: „Bitte, Bubikopf! — Die Schere wurde zur Hand genommen — und ritisch — ratsch weg war ich; die Hand des Friseurs schmiss mich auf den Toilettentisch, vor meine Besitzerin —

in deren Gesicht es einen Augenblick zuckte — — — aber blickte sie mit wachsendem Interesse dem werdenben Bubikopf zu. — — — Ich war heimatlos und vergessen!

Seit zwei Jahren liege ich nun in Seidenpapier gebettet in einer düstern Ruhe — unbeachtet. Immer hege ich jedoch die leise Hoffnung, später wieder einmal zu Ehren zu gelangen! J. K.

o

Ein seltsames Vermächtnis.

Giovanni Lacosta, ein junger Student der römischen Universität, war ein ausgesprochener Bücherfreund und verbrachte ganze Tage in der vatikanischen Bibliothek. Eines Tages verlangte er ein wenig bekanntes Werk, dessen Verfasser Emil Fabrier de Reuva längst verstorben war. Wie groß war das Erstaunen des jungen Mannes, als er in dem Buch ein Blatt nachfolgenden Inhaltes fand:

„Wer dieses Blatt auffindet, der soll sich beim Nachlassgericht in Rom melden und die Attien L. 1. Nr. 162 einfordern. Rom, den 5. Februar 1784.“

Der Student begab sich nach dem Gericht, wo ihm nach mehreren Tagen der Bescheid wurde, daß er der Erbe eines großen Vermögens sei, das auf ungefähr acht Millionen Lire veranschlagt werde. Der junge Bibliophile traute anfangs seinen Ohren nicht, erhielt aber von Gerichtsseite eine Aufklärung des Tatbestandes. Im 18. Jahrhundert lebte in Rom der Schriftsteller Emil Fabrier de Reuva, ein Freund des berühmten Naturforschers Buffon, mit dem er gemeinschaftlich viele Reisen gemacht und auch wissenschaftlich zusammengearbeitet hatte. Wenige Jahre vor seinem Lebensende gab Fabrier ein Buch heraus, das von der damaligen Fachkritik ziemlich abfällig besprochen wurde. Der dadurch tief deprimierte Gelehrte zog sich daraufhin ganz von der Welt zurück, vernachlässigte seine Studien und starb in völliger Vergessenheit. Kurz vor seinem Tode deponierte er an der Gerichtsstelle sein Testament, in dem er denjenigen zu seinem Erben einsetzte, der sein Buch aufmerksam studiert haben würde, das er der vatikanischen Bibliothek überwiesen habe. Das Werk lag in vollkommener Vergessenheit anderthalb Jahrhunderte unberührt da. Der arme Student war der erste, dem es nach so langer Zeit in die Hände gefallen war und er wurde somit durch Zufall der Erbe des großen Vermögens eines gänzlich vergessenen Gelehrten. Da das Kapital aber seit 150 Jahren in den Händen der Leibeserben Emil Fabriers ist, muß der Student nunmehr auf Grund des Testaments gerichtliche Schritte gegen dieselben anstrengen.

o

Aus der Schule.

Die Entschuldigung. Jakobli mußte zu Hause bleiben und sein Vater übermittelte der Lehrerin folgende Zeile: „Mein Bub ist an der Schule verhindert, denn er hat einen Esel am Fuß“. Nach einigen Tagen ließ sich die Lehrerin nach dem Besinden Jakoblis erfindigen und bekam darauf die schriftliche Nachricht: „Mein Bub kann noch nicht kommen, weil der Esel jetzt ausgegangen ist.“ *

Schulkommission. Sie saß beisammen und beriet über die Erhöhung einer Entschädigung. Nachdem einer den Antrag gestellt, die Vergütung um einen Viertel heraufzusehen, sprang ein anderer auf und schreit: „Wassss? E Biertu! — Nüt isch, e Drittli tuets o!!!“ H. R.